
Buchbesprechungen

Peter Imbusch: Moderne und Gewalt. *Zivilisationstheoretische Perspektiven auf das 20. Jahrhundert, Wiesbaden 2005 (VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage G.m.b.H.), 579 S., 49,90 €*

Michel Wieviorka: Die Gewalt, *Hamburg 2006 (Hamburger Edition HIS Verlagsgesellschaft m. B. H.), 230 S., 25,- €*

Die mit der Beendigung des Ost-West-Konflikts erkennbare Zunahme gewaltsamer interkultureller und internationaler Auseinandersetzungen lenkt die Aufmerksamkeit politisch interessierter SozialwissenschaftlerInnen auf die politisch motivierte Gewalt. Für eine Reihe von ihnen ist diese Entwicklung Anlass für die Erarbeitung umfangreicher Analysen. Von zwei dieser Analysen ist hier zu berichten. Es handelt sich um theoretisch ambitionierte Arbeiten, die die analytische Kompetenz der politischen Soziologie deutlich werden lassen.

Peter Imbusch geht es um das Verhältnis von Gewalt, genauer: von Makro-gewalt zur Moderne (vgl. S. 15f.). Er will dieses Verhältnis auf Grund von Rekonstruktionen gewaltanalytisch relevanter zivilisations- und kulturtheoretischer Einsichten Sigmund Freuds, Alfred Webers, Norbert Elias', Max Horkheimers und Theodor W. Adornos beschreiben. Imbusch kennt sich – das macht die Lektüre des Buchs deutlich – in den Werken der genannten Autoren bestens aus und versteht es, ihre zentralen Thesen und Theorien treffsicher wiederzugeben. Ihr z.T. enormes soziologisches Potential wird wieder einmal erkennbar. Der Ertrag, den die Sichtung dieser Thesen und Theorien unter gewaltanalytischen Gesichtspunkten abwirft, scheint jedoch gering zu sein. Dies jedenfalls ist die Einschätzung Imbuschs.

Freuds Thesen zur kriegerischen Gewalt werden als individualistisch und ahistorisch kritisiert. „Es dürfte hinreichend klar geworden sein,“ schreibt Imbusch „daß das Phänomen Krieg im Sinne eines aggressiven Verhaltens nicht als Ausdruck eines im Einzelnen aufgestauten Triebüberschusses verstanden werden kann“ (S. 159).

Alfred Weber kommt überraschend zu Ehren. Imbusch bescheinigt ihm, von den richtigen Fragen ausgegangen zu sein. Seine Antworten, in denen die Figur des „vierten Menschen“ von großer Bedeutung ist, seien jedoch veraltet (vgl. S. 241).

Elias' Zivilisationstheorie ist natürlich für die Bearbeitung der Frage Imbuschs hoch einschlägig. Der Autor macht aber deutlich, dass wesentliche Merkmale der Makro-gewalt der Moderne zentralen Annahmen dieser Theo-

rie widersprechen. Das gelte vor allem für die Vorstellung, dass der Prozess der Zivilisation ziemlich unilinear verläuft ebenso wie für die Annahme, dass das staatliche Gewaltmonopol stets befriedend gewirkt habe (vgl. etwa S. 274ff. und S. 293ff.).

Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung Imbuschs mit den Arbeiten Horkheimers und Adornos steht die „Dialektik der Aufklärung“. Der Autor folgt dem im Blick auf die Analyse der Makrogewalt zentralen Gedanken dieses Werks, dass Auschwitz nicht „das Andere“ der Moderne sei, „das Gegenteil von Zivilisation, welches aus der Geschichte im Grunde herausfällt“ (446). Vielmehr kämen in diesem „Monumentalereignis“ die an Instrumentalität und Rationalität orientierten Prinzipien westlicher Zivilisation zu sich selbst. Die Geltung dieser These sieht Imbusch dann aber beschränkt durch einen gewissen soziologischen Reduktionismus Horkheimers und Adornos. Ihre Hervorhebung der Marktvermitteltheit sozialer Beziehungen einerseits und der drangsalierenden Wirksamkeit der Verwaltungs- und Herrschaftsapparatur andererseits verdecke am Ende das „Soziale“ aus der Gesellschaftsanalyse (vgl. S. 434).

Imbusch findet in den Arbeiten der genannten Autoren also nur Weniges, das geeignet wäre, die sozialwissenschaftliche Analyse der Makrogewalt voranzutreiben. Das sieht nach seiner Einschätzung in den Arbeiten Zygmunt Baumanns anders aus. Sie stellt der Autor gegen Ende des Buchs vor. Deutlich wird zunächst eine gewisse Nähe der Thesen Baumanns zu denen Horkheimers und Adornos. Auch für Bauman ist die Makrogewalt keine Randerscheinung der Moderne. Sie sei vielmehr zutiefst mit deren Geist verbunden, der sich vor allem durch sein reflexives Verhältnis zur sozialen Realität und seinen Gestaltungswillen auszeichne (vgl. S. 456). Dieser Geist habe sich des Staats bemächtigt oder dieser habe sich jenes Geistes bemächtigt. Dem Staat gehe es um die Ausschaltung von Erwartungsunsicherheit. Um Erwartungssicherheit zu erlangen, entwickle er „Gärtner-Züchter-Chirurgen-Ambitionen“ (S. 459). Es gehe darum, Ordnung herzustellen, das heiÙe, alles zu bekämpfen, was fremd oder schwer fassbar sei. Der Holocaust sei in diesem Sinne zugleich der Höhepunkt und „das paradigmatischste Beispiel“ für den Versuch der Auslöschung von Ambivalenz, schreibt Imbusch, die zentrale These Baumanns referierend (vgl. S. 467). Bauman sehe in der nationalsozialistischen Barbarei allerdings nicht das Ergebnis einer zwangsläufigen gesellschaftlichen Entwicklung. Die Moderne ermögliche solche Grausamkeiten. Sie seien in ihr angelegt.

Imbusch hat ein gutes Buch geschrieben. Er hat enorm viel Literatur verarbeitet. Zu seinem Thema erfährt der Leser alles, was die genannten Autoren zu bieten haben – und noch einiges mehr. Wer das Buch liest, wird über die durchgearbeiteten Werke knapp und doch umfassend informiert. Darin liegt vielleicht eine kleine Schwäche des Buchs. Vieles, was Imbusch referiert, hat nur entfernt etwas mit seiner Fragestellung zu tun. Deren Bearbeitung

hätte nicht gelitten, hätte Imbusch auf die sehr ausführliche Wiedergabe der zentralen Thesen der jeweiligen Gesamtwerke der genannten Autoren verzichtet.

Für Michel Wieviorka hat das Thema „Gewalt“ zwei Seiten: eine gesellschafts- und eine subjekttheoretische. Der gesellschaftstheoretischen Seite widmet der Autor die ersten drei Kapitel, in denen er ein neues Paradigma der soziologischen Gewaltanalyse zu entwickeln versucht. Wieviorka wendet sich gegen die Annahme, dass Konflikt und Gewalt der selben sozialen Sphäre zugehören. Gewalt sei eher das „Gegenteil“ eines Konflikts. Gesellschaftliche Konflikte trieben zu ihrer Institutionalisierung. Dies hätten etwa die Entwicklungen der Verhältnisse der Gewerkschaften zu den Kapitaleignern gezeigt. Der Konflikt zwischen ihnen sei trotz aller Schärfe institutionalisiert worden. „Gewalt und politische Entgleisungen“ hätten sich erst mit der Auflösung dieses „Strukturkonflikts“ verbreitet. Ähnliche Abläufe erkennt Wieviorka auf weltpolitischer Ebene. Der Ost-Westkonflikt sei stets institutionalisiert gewesen. Deshalb sei Gewalt verhindert worden. Erst mit dem Ende dieses Konflikts hätten sich Räume der Gewalt aufgetan (vgl. S. 19ff.). Dies auch, weil es Staaten immer weniger möglich sei, die Innenpolitik zu steuern. Es komme zu sozialen und kulturellen Brüchen *in* den Nationen, zur Entterritorialisierung und Privatisierung von Gewalt. Das Gewaltmonopol des Staats werde in Frage gestellt (vgl. S. 73).

Große Aufmerksamkeit widmet der Autor der gegenwärtig in zunehmendem Maße erörterten Position des Gewaltopfers. Dessen Neigung, seine Interessen zu artikulieren, sieht Wieviorka auch als Ergebnis der Schwächung des Staats. „Je weniger die öffentliche Macht sich als fähig erweist, eine ... Antwort auf die Gewalt zu finden, desto mehr lassen die Opfer von sich hören“, schreibt er (S. 97).

Die subjekttheoretischen Erörterungen des Autors kreisen um die Frage nach dem Sinn des gewalttätigen Handelns. Es könne verstanden werden als Reaktion des Subjekts auf Sinnverlust, aber auch als ein Handeln, das eine Überfülle von Sinn beschere, ohne eine Reaktion auf Sinnverlust zu sein. Über Grausamkeiten schaffe sich das Subjekt Identität. Wieviorka referiert eine ganze Reihe von subjekttheoretischen Grausamkeitserklärungen. So geht er der Frage nach, warum KZ-Aufseher zu einer gewissermaßen sinnlosen Erniedrigung ihrer Opfer neigten, bevor sie sie töteten. Er beantwortet diese Frage mit einem Zitat Primo Levis, der schreibt: „Bevor das Opfer starb, mußte es erniedrigt werden, damit der Mörder das Gewicht seiner Schuld nicht so sehr spürte“ (S. 159).

Die Mannigfaltigkeit der Erklärungen des subjektiven Sinns gewalttätigen Handelns veranlasst Wieviorka zu einem Versuch, Figuren gewalttätiger Subjekte systematisch darzustellen. Er unterscheidet fünf Subjektfiguren (vgl. S. 186ff.): – das frei flottierende Subjekt, „das keine Sinnorte findet, die ihm erlauben würden, zu einem Akteur zu werden“ (S. 185), – das „Hy-

persubjekt“, für das Gewalt „mit einem Übermaß an Sinn verbunden ist“ (S. 190), – das Nicht-Subjekt, das den Befehl, Gewalt auszuüben, ohne subjektive Beimischungen vollstreckt, – das Antisubjekt, das seinen andere drängsameren Trieben folgt und das überlebende Subjekt, das Gewalt einsetzt, um sein Überleben zu sichern. Wieviorka glaubt hier Realtypen konstruiert zu haben, die sich allerdings im konkreten Gewalthandeln vermischen würden (vgl. S. 197).

Beendet wird der subjekttheoretische Teil mit der Erörterung der im Text schon mehrfach angesprochenen These, dass Gewalt eine „begründende Kraft“ sei (vgl. S. 199ff.) Wieviorka verweist auf Thesen Sigmund Freuds und René Girards, nach denen Menschenopfer verursachende Gewalt Gemeinschaft begründe und die Selbstmobilisierung von Subjekten initiiere.

Mit methodologischen Erwägungen beschließt Wieviorka sein Werk. Die Hervorhebung des Anteils des Subjekts an der Entstehung von Gewalt lässt ihn fragen, ob es sich hier um eine soziologische Arbeit handle. Das Subjekt operiere „vor dem Sozialen“ (S. 212). Indem der Gewalt erklärende Kraft zugeschrieben werde, werde gegen den soziologischen Grundsatz (Durkheims) verstoßen, Soziales nur durch Soziales zu erklären. Der Autor findet trotzdem, dass seine Herangehensweise sozialwissenschaftlicher Natur ist, „da sie Bedingungen erfassen möchte unter denen sich das Böse herausbildet“ (S. 212). Soziologisch sei seine Arbeit, weil sie deutlich mache, dass gesellschaftliche Defizite Subjekten den Raum für Gewalt öffneten.

Wieviorka hat ein kluges Buch geschrieben. Soziologen aber überzeugt es nicht völlig. Dies liegt weniger an dem Verstoß gegen den Durkheimschen Grundsatz. Zu kritisieren ist, dass Wieviorka einige Grundgedanken der Soziologie, in Sonderheit der Soziologie der Gewalt übergeht. In der Behandlung der Opferthematik wird verkannt, dass die Zunahme ihrer Erörterung auch das Ergebnis der verbreiteten Dramatisierung von Kriminalität und Gewalt ist. Die Subjektorientiertheit des Autors und seine Bereitschaft, die Leiden der Subjekte ernst zu nehmen, hindern ihn daran, die politische Funktionalität dieses Leidens in Betracht zu ziehen. Soziologisch nicht recht befriedigend ist auch die in den meisten Kapiteln des Buchs erkennbare Neigung des Autors, Gewalt als exzeptionelle Handlung zu verstehen. Wieviorka gibt der Erwägung wenig Raum, dass Gewalt Handeln ist, das – wie jedes Handeln – einfach gelernt ist. Seine die zweite Hälfte seines Buchs durchziehenden Versuche, den Sinn der Gewalt zu entschlüsseln, tragen zur Dramatisierung dieses Handelns bei. Zu wenig beachtet wird, dass Gewalt großenteils schlichten instrumentellen Charakter hat. Sie ist eben oft auch eines der wenigen Mittel, mit denen sich Schwache zu behaupten versuchen. Dieser Sachverhalt wird eigentlich nur mit einem seiner Subjekttypen angesprochen. Die tieferschürfende Sinnsuche täuscht oft über diesen Sachverhalt hinweg.

Auf einen Mangel, der beide Bücher charakterisiert, sei zum Schluss hingewiesen. Beide Autoren beachten die konstruktivistische oder definitionstheoretische Seite der Gewalt nur am Rande, wenn überhaupt. Zwar macht Imbusch darauf aufmerksam, „daß Gewalt immer auch ein stückweit kulturelle Konstruktion ist“ (S. 86). Dieser Hinweis bleibt aber für den weiteren Text seines Buchs folgenlos. Gewalt, Makrogewalt, wandelt sich zwar, aber sie ist kontextfrei vorhanden. Dies zeigt sich auch in der umstandslosen Übernahme der Vorstellung, man könne über die Frage, ob Makrogewalt zu- oder abgenommen habe, reden, ohne die definitionsleitenden Zusammenhänge zu beachten (vgl. etwa S. 289f.). In Wieviorkas Werk ist dieser Mangel offenkundig. Die gesellschafts- ebenso wie die subjekttheoretischen Erörterungen der Gewalt gehen stets davon aus, dass der Sachverhalt Gewalt vorliegt oder vorliegen wird. Die Versuche, den Sinn von Gewalt zu erkennen, beruhen auf dieser Voraussetzung.

Dieses konstruktivistische Defizit schmälert das Verdienst ein wenig, das beiden Autoren bei der Fortentwicklung der Soziologie der Gewalt zukommt.

Helge Peters, Oldenburg